ausreißer

Die Grazer Wandzeitung

#97|2020

editorial

wo wände fehlen und gebraucht werden

Evelyn Schalk

Zum zweiten Teil der *ausreißer*-Doppelausgabe *wort an der wand*

Es fehlen die Worte, wenn Kinder nachts aus ihren Betten geholt, aus ihren Leben gerissen und mitten in der Pandemie, oder egal wann, in ein ihnen unbekanntes Land deportiert werden.

Es fehlen die Worte, wenn in Untersuchungsausschüssen Akten geschreddert und Falschaussagen über den größten politischen Skandal der Zweiten Republik sang- und klanglos akzeptiert werden.

Es fehlen die Worte, wenn Menschen an ihrem Lebensalter, ihrem Einkommen, ihrer Produktivität gemessen, bezifffert werden und eine Gesellschaft gegenrechnet, wieviel ihr Schutz wert ist.

Es fehlen die Worte, wenn eine Sprache, jene Perspektive, jener Blickwinkel, jene Literatur und künstlerische Erzählung den gesellschaftlichen, öffentlichen Raum und Diskurs beherrscht, die am besten im und für ein kommerzielles System funktionieren und reden, vor und über sich nichts und niemand anders atmen lässt.

Jedes einzelne geschwiegene, verschwiegene, ungesagte, ungeschriebene, ungelesene, ungehörte, ungedachte Wort, das solche Zustände benennt, anprangert, ihnen die Akzeptanz entzieht, fehlt. An jeder Wand, in jedem Text, auf jeder Seite, in jeder Zeile, auf jedem Display. In jedem Gespräch.

Es braucht nicht weniger, sondern noch viel, viel mehr Wände für diese Worte - um die Mauern einzureißen, die solche Zustände zulassen und ermöglichen.

Hagen Klennert (Bilder)

Martin Dragosits

z
w
i
s
c
h aus dem weg
e aus dem weg
n aus dem weg
wort wort aus dem weg
r aus dem weg
a aus dem weg
u aus dem weg
m aus dem weg
gehen

ohne
ohne worte
ohne worte
ohne worte
ohne
ohne worte
ohne worte
ohne worte
ohne
ohne worte
ohne worte
ohne worte
ohne
ohne worte
ohne worte
ohne worte
ohne

zahlt alle 1ahlt alle 2ahlt alle 3ahlt alle
4ahlt alle 5ahlt alle 6ahlt alle 7ahlt alle
8ahlt alle 9ahlt alle 2ahlt 1lle 2ahlt 2lle
2ahlt 3lle 2ahlt 4lle 2ahlt 5lle 2ahlt 6lle
2ahlt 7lle 2ahlt 8lle 2ahlt 9lle 2ahlt alle

ohne bilder keine revolution

Wolfgang Bauer (Fotos)

Der Schrei, der Aufschrei bleibt. Die Revolution im Sudan 2018/19 fand auf der Straße statt und ihren Ausdruck, ihre Befeuerung, ihre Freiheit nicht zuletzt in der Streetart, den unzähligen Graffitis und Murals, die die Hauptstadt Khartoum für kurze Zeit in eine Open Air Galerie mit Musik und Performances verwandelten. „Die Revolution wurde durchgehalten, weil die Kunst Teil von ihr war", so die Studentin Anda Kamal Yousif , die selbst an den Protesten und Sit-ins teilgenommen hat. „Sogar die Straßenkinder, die Leute ohne politischen Hintergrund haben aus und mit den Leidern der Revolution gelernt." In zahlreichen westlichen Medien wurde diese Kreativität oftmals gefeiert, wie die friedlichen Massenproteste, die letztlich zum Sturz des Diktators Omar Al-Baschir führten. Die Empörung über die Gewalt, die dieser gegen die Protestierenden anwandte, verhaltte rasch, der Sieg gab als verbucht. „Ohne Bilder gibt es keine Revolution", so der Künstler Galal Yousif.

Jetzt, zwei Jahre später, ist der komplexe Prozess des „Nation building" noch lange nicht abgeschlossen, der Frieden, sofern er diesen Namen verdient, ein mehr als fragiler. Bedingt durch den Klimawandel werden die Dünen immer katastrophaler, der Mangel an fruchtbaren Boden lässt die inneren Konflikte nicht zur Ruhe kommen, die Lebensmittelpreise schnellen in die Höhe, erst kürzlich kam es wieder zu Massakern, Tausende sind auf der Flucht. Bereits jetzt leben 1,6 Millionen Menschen in der Folge des Darfur-Konflikts in elenden Camps. Zudem fliehen zehntausende Menschen von den kriegerischen Auseinandersetzungen in Äthiopien und suchen Schutz in dem selbst so gebeutelten Nachbarland. Wie der Arabische Frühling vor zehn Jahren begannen auch die Proteste im Sudan als Hungerrevolten. Ihr Schrei ist noch nicht verklungen, die Entwicklung seiner Geschichte wird nicht zuletzt davon abhängen, ob er über die Grenzen hinaus gehört wird. Immer mehr Menschen wollen nur noch eines: weg. Weg von der Gewalt, dem Leid, der Perspektivlosigkeit. *„We will flee from our home, we will flee towards exile, but migration is also cruel, it's unbearable! It will absorb our souls inevitably"*, schrieb der junge sudanesische Lyriker Abdel Wahab Yousif, besser bekannt als Latinos.(1) Und er sah voraus:

You'll die at sea.
Your head rocked by the roaring waves,
your body swaying in the water,
like a perforated boat.
In the prime of youth you'll go,
shy of your 30th birthday.
Departing early is not a bad idea;
but it surely is if you die alone
with no women calling you to her embrace:
„Let me hold you by my breast,
I have plenty of room.
Let me wash the dirt of misery off your soul."

Abdel Wahab Latinos war einer von 45 Menschen, darunter fünf Kinder, die im August letzten Jahres vor der Küste Libyens ertranken, als das überfüllte Boot, in dem sie versuchten, Europa zu erreichen, mit Kugelhagel versank. Obwohl die nicht weit von Lybien, Italien und Malta alarmiert waren, kam ihnen niemand zur Hilfe. (Red.)

(1) Vgl. https://arabLit.org/2020/08/27/trading-misery-for-death-the-tragic-death-of-a-sudanese-poet/
https://www.amplifyafrica.org/post/sudanese-poet-perishes-in-worst-shipwreck-of-2020

girardihaus: rollen neu besetzen

Evelyn Schalk

Jetzt scheint es also fix, das Girardihaus in Graz wird nicht abgerissen, die Stadt Graz hat sich mit dem Besitzer auf einen Baurechtsvertrag über 35 Jahre geeinigt und will das Gebäude sanieren, ein Museum einrichten, dazu ein Lokal, Büros und Proberäume für die Kunstuniversität.

Die schwarzblaue Koalition im Rathaus lässt sich für die Rettung als Traditionsbewahrerin feiern. Dabei werden die langen Jahre der Untätigkeit ebenso traditionell vergessen, wie jene Menschen, die das Girardihaus überhaupt erst wieder ins öffentliche Bewusstsein geholt haben: die Besetzer*innen(1), die im Sommer letzten Jahres das Gebäude für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht und mediale Aufmerksamkeit auf den Leerstand gerogen haben, die vehement auf das Fehlen von Freiräumen in der Stadt hinweisen und das Haus als sichtbares, memoriellen Ort für Kunst- und Kulturschaffende, als Treffpunkt für alle zurückerobern wollten. Die den Mut hatten, Taten zu setzen statt wegzuschauen. Die sich Kontroversen und Probleme ausgesetzt haben und auf die wenn überhaupt herabgeschaut wurde und wird bzw. die mittlerweile gänzlich unerwähnt bleiben. An den Zuständen, in denen Kontext sie in Aktion getreten sind, die sie angegangen haben, hat sich trotzdem nichts geändert, diese haben sich im Gegenteil weiter verschärft. Darin hat sich die schwarzblaue Stadtregierung einmal mehr als rigide Bewahrerin der bestehenden Zustände erwiesen: noch immer fehlt leistbarer Wohn-, Arbeits-, und Lebensraum, noch immer ist öffentlicher Raum maßes von Profitinteressen besetzt und große Teile der Bevölkerung werden ausgeschlossen, noch immer fehlt Stadtraum für alle.

Kann das neue Girardihaus zu einem solchen Raum werden? Wer wird in die Entscheidungen über dessen Gestaltung miteingebunden? Wer bestimmt über die Nutzung des Hauses? KPÖ-Gemeinderätin Christina Krausneuscher befürchtet, dass nach Ablauf des Vertrages, *„der Besitzer in 35 Jahren den vollen Preis für ein top saniertes Haus in attraktiver Innenstadtlage, das zuvor auf Kosten der Allgemeinheit renoviert wurde" zurückverlangt. Eine Absicherungsklausel der Stadt wäre ihnen.*

editorial

erzähl es mit deinen worten

Regina Appel

Als Onkel Alfred meiner Familie mitteilte, er wolle mich kennen lernen, stand ich kurz vor der Matura. Er war, so lange ich denken konnte, im Ausland gewesen, doch dann zurückgekehrt, in das Haus seiner Schwester, in das meiner Großmutter. Ich wegerte mich, als meine Eltern mir aufrugen ihn einmal die Woche zu besuchen. Sie reagierten diplomatisch. Onkel Alfred habe sie über die Jahre immer unterstützt und da er angeboten hatte mein Studium zu finanzieren, solle ich, alt genug wie ich war, selbst entscheiden. Das war Erpressung, ein Kuhhandel. Ich protestierte lautstark. Doch letztendlich fügte ich mich, wollte ich doch nach dem Abschluss ausziehen und studieren.

Als ich das erste Mal an seiner Tür läutete kamen Erinnerungen an meine Großmutter hoch. Sie war schon viele Jahre verstorben. Onkel Alfred öffnete die Tür und ich stand einem großen Mann gegenüber. Weißer Bart, Wollpullover, Bauchansatz. Er bat mich in die Küche, wo er gerade ein Huhn zerlegte und mir erklärte, er wolle Suppe zubereiten. Ich hatte Kaffee und Kuchen erwartet doch stattdessen bat er mich ihm zu helfen. Ich sollte das Gemüse putzen und schneiden. Schnell wurde ihm klar, dass ich zu Hause beim Kochen nicht helfen musste und er begann mir Anweisungen zu geben. Während wir die Suppe zubereiteten stellte er mir Fragen über die Schule, über meine Freunde und über die Stadt, in die er nun nach so vielen Jahren zurückgekommen war. Ich hatte mich auf diese Fragen vorbereitet, wollte abweisend sein, klarmachen, dass ich von diesem Erpressungsversuch absolut gar nichts hielt, doch während ich die Karotten schälte und mich konzentrierte den Lauch so fein wie möglich zu schneiden, rutschten mir doch mehr Information über die Lippen, als ich hatte preisgeben wollen.

Ich bemühte mich die Wochen darauf zurückhaltender zu sein. Was mir auch gelang. Onkel Alfred akzeptierte das. Es nervte ihn jedoch, wenn ich während unseres Treffens auf mein Handy schaute, Nachrichten tippte und las. Ich wollte ihn provozieren, so sehr, dass er sich langweilte und mich nicht wieder einlud. Doch eines Nachmittags sprach er mich darauf an. Was denn da so Wichtiges wäre, fragte er. Neuigkeiten, sagte ich. Dann erzählt sie mir, sagte er. Ich weigerte mich. Dann kann es nicht so wichtig sein, antwortete er. Doch, sagte ich. Weißt du denn, was in der Welt passiert, fragte er. Ich fühlte mich angegriffen. Doch Onkel Alfred drehte den Spieß um und fragte ganz ruhig, ob ich ihm denn erzählen könne, was im Land so vor sich ging, wie es um die Politik stünde, und wie es den Menschen damit gehe. Er habe so lange im Ausland gelebt, dass er keinen Einblick mehr hatte. Pöltzlich so ernst genommen, und vorbereitet auf eine Prüfung in politischer Bildung, begann ich aufzuzählen, welche Parteien regierten, wer welchen Ministerposten inne hatte, wer Kanzler war und wer Präsident. Onkel Alfred lehnte sich zurück und begann zu lächeln. Dann sagte er einen Satz, den ich noch oft von ihm hören sollte. Erzähl es mir mit deinen Worten, sagte er. Er fragte immer wieder nach, wenn er etwas nicht verstand oder wenn ich mich verhaspelte, oder wieder begann auswendig Gelerntes aufzuzählen.

Die nächsten Treffen beschäftigen wir uns damit, die Grundsteine für spätere Diskussionen zu legen, was mir zu diesem Zeitpunkt jenoch nicht klar war. Er stellte mir einfache Fragen. Was denn eine Demokratie sei, oder wie sich die Europäische Union zusammensetzte. Es störte ihn nicht, wenn ich dabei mein

> Er stellte mir einfache Fragen. Was denn eine Demokratie sei, oder wie sich die Europäische Union zusammensetzte.

Handy als Rechercheinstrument verwendete, solange ich ihm das Erfahrene in meinen Worten wiedergab. Onkel Alfred hatte die Angewohnheit wichtige Punkte unserer Gespräche aufzuzeichnen. Er hatte immer einen Stapel Papier und einen Bleistift zur Hand. Der Bleistift war notwendig, denn Onkel Alfred war es wichtig, falsch Notiertes auszuradieren und korrigieren zu können. Das kam daher, dass er mich falsche Dinge sagen ließ und diese auch aufschrieb. Am Ende unserer Gespräche fanden wir jedoch immer zu einem richtigen Ergebnis.

Irgendwann bat er mich Tageszeitungen mitzunehmen. Er drückte mir einen Geldschein in die Hand und sagte er wolle sie alle. Den Boulevard und die Qualitätsblätter. So kam es, dass ich einmal die Woche mit einem Stapel Zeitungen unter dem Arm zu Onkel Alfred marschierte. Mittlerweile mit Vorfreude auf den gemeinsamen Nachmittag. Der Ablauf änderte sich dahingehend, dass wir zuerst Suppe aßen und über Alltägliches plauderten. Dann zogen wir uns ins Wohnzimmer zurück. Wo früher sein Ohrensessel stand, fülte nun ein zweiter Sessel den Raum. Zwischen uns ein ein großer Couchtisch. Wir breiteten die Zeitungen aus, entschieden uns für ein Thema und lasen sämtliche Artikel dazu. Dann begann die Analyse und unsere oft hitzige Diskussion. Onkel Alfred entpuppte sich als Freund von Pro-Contra-Listen. Es machte uns ungeheueren Spaß das Gelesene in Argumente zu zerpflücken und auch nicht ganz ernst gemeinte Punkte auf die Liste zu setzen. Bei diesem Meinungsaustausch waren wir Gleichberechtigte. Wenn ich einen Standpunkt zu ähnlich dem Gelesenen wiedergab, korrigierte er mich mit seinem Lieblingssatz: Erzähl es mir mit deinen Worten. Mit der Zeit waren meine Aufmerksamkeit geschärft, und manchmal, wenn auch ganz selten, gab er mir Anlass diesen Satz zu ihm zu sagen. Dann lehnte er sich in den Ohrensessel zurück und lachte aus vollem Hals, holte Luft und kam meiner Aufforderung nach. Auf der Rückseite jeder Pro-Contra-Liste hatten wir Platz für unseren Fazit. Wir schlossen jedes Thema mit der von uns erschaffenen Worum-gehts-eigentlich-Kolumne.

Schnell erhöhte sich die Frequenz meiner Besuche. Wo mich meine Eltern anfangs noch auffordern mussten zu Onkel Alfred zu gehen, erinnerten sie mich jetzt daran, dass ich noch ein Zuhause hatte und nicht ständig bei ihm sein sollte, ich würde ihm noch zur Last fallen.

Die Wochen und Monate vergingen, ich schaffte die Matura und im Herbst darauf zog ich in eine kleine Wohnung und begann mein Studium. Ich bedankte mich ausgiebig bei Onkel Alfred, nicht *nur* für die Finanzierung sondern auch dafür, dass er mir Mut gemacht hatte ein anderes Fach zu wählen. Eines, das besser zu mir passte.

Ich habe ihm ein Tablet geschenkt, damit wir unsere Treffen online abhalten können. Ich sehe dann seinen Kopf zwischen den Ohren seines Sessels. Es ist beinahe wie früher. Onkel Alfred hat gelernt E-Mails zu schreiben. Doch gegen Onlinezeitungen wehrt er sich bis heute. Das geht ihm alles zu schnell, sagt er. Stöße er auf einen Artikel, den ich lesen soll, schickt er mir ein Foto davon. Meist ist auch sein Zeigefinger mit auf dem Bild. Sein Zeigefinger, der stets schwarz von der Druckertinte ist.

Foto: Steirkraut, Grosspostgarage, Graz

TATsachen

nacht in österreich

Evelyn Schalk

In dieser Nacht wurden mitten in Wien zwei Mädchen und ihre Mutter aus ihren Betten und Leben gerissen und unter Einsatz von Sonderpolizeikommandos und scharfen Hunden deportiert, mitten in der Pandemie, in ein Land (Georgien), das sie nicht kennen. Die Kinder sind in Österreich geboren, aufgewachsen, gehen hier zur Schule.

Es ist grausam, es ist inhuman, es ist wie tausendmal zuvor, schon lange, immer wieder, mit voller Absicht, mit System. Diese Deportation ist kein Einzelfall und keine Ausnahme im Gegenteil, seit Jahren nicht. Über 5300 Menschen wurden 2019 aus Österreich abgeschoben. Sein einigen Wochen werden wieder mehr Deportationen durchgezogen nach Afghanistan, Nigeria u.a. ,13 Polizisten sind bei uns zu Hause und nehmen uns mit", so eines der Mädchen vor wenigen Tagen, als sie verzweifelt spät abends eine Schulfreundin anrief. Auch für den Verbleib einer anderen Familie kämpften Kolleg*innen seit Wochen – vergeblich.

Foto: Thomas Ramstorfer, Quelle: Facebook

Das macht die Deportation von letzter Nacht, die im übrigen nicht die einzige war, nicht weniger schlimm, nur die Verantwortlichen, die Zusehenden, die Schweigenden noch verachtenswerter. Diesmal gibt es (endlich) breite mediale Aufmerksamkeit, , gleichzeitig verzweifelten Protest von Freund*innen, Nachbar*innen, Aktivist*innen, die stundenlang in der Kälte friedlich, mit Masken und so gut wie möglich Abstand haltend versuchen, die Abschiebung doch noch zu verhindern. Sie protestieren vor dem Schubhaftzentrum in der Zinnergasse in Wien, wohin man die Familie gebracht hat, die ganze Nacht. Am frühen Morgen rückt die WEGA an, ihr Vorgehen gleicht einem Anti-Terror-Einsatz, und löst die Blockade brutal auf. Die abgrundtiefe Häme und Menschenverachtung ist kaum zu fassen, „Haha, winkt's ihnen noch einmal", ruft ein Polizist den Mitschüler*innen zu. Viele von ihnen sind den Tränen nahe, als der Bus, in den man die Familie inzwischen verfrachtet hat, um fünf Uhr früh Richtung Flughafen abfährt. Der Polizeieinsatzleiter inzwischen zum Falter-Chefredakteur: „Und jetzt verschwind mit deiner Heilspapierzeitung".

Dass die Entwicklungen rund um BVT, Ibiza-Video und dilettantische Pandemiebekämpfung gerade immer brenzliger werden und man Brotzeitlär gegen Kinder als innenpolitisches Ablenkungsmanöver nutzt, ist einfach nur mehr erbärmlich.

Dass von der ÖVP nichts anderes zu erwarten war, ist bekannt oder sollte es längst sein. Dass die Grünen dabei mitmachen, kostet sie noch die letzte Glaubwürdigkeit.

Kinderdeportation mit NieWieder- und WeRemember-Schildern in der Hand, am Holocaust-Gedenktag, und Polizeikommandos, die Hunde auf friedliche und verzweifelte Protestierende hetzen. Ja, so ist Österreich. Nicht alle, aber wir sind es. Es sind dieselben, die Menschen im Mittelmeer ertrinken, in Moria im Dreck ersticken und in Lipa und Bihać erfrieren und verpringeln lassen. Es sind dieselben, die „wir" sagen, und Nation, Herkunft, Geld und Klasse meinen und deren Mitgefühl bei einem Erlagschein für Licht ins Dunkel endet. Es ist sehr finster in diesem Land, in dem „wir" doch alles richtig gemacht haben.

https://tatsachen.at/2021/01/28/nacht-in-oesterreich-liefschwarz/

turning and turning in a widening gyre

Johannes Witek

Rauch in den
Straßen

historische Monumente
gehen in Flammen auf

der Präsident versteckt
sich im Bunker
vor seinem eigenen Volk

schickt das Militär gegen
die eigenen Leute

die Zäune wackeln,
die Barrikaden halten nicht
länger

Gesichter schreien
in Gesichter

ein nackter Mann springt
wahllos Menschen an
auf der Straße

ein Erwachsener weint und
fletzt eine Horde Kinder an,
sein Geschäft nicht zu zerstören,
er hat sein Leben lang dafür
gearbeitet,
es aufzubauen

Autos fahren in Menschenmengen
Polizisten schießen auf
Reporter

wir sind zu dekadent
geworden,
zu fett,
zu weich,
zu abhängig von allem
was angenehm ist und
kein Engagement braucht:

es ist eine Lektion
die wir schon oft
haben lernen müssen

und noch oft
werden lernen müssen

es hört nie
auf

zuverlässig geben
von allen Seiten
die Stichwortgeber
ihre Stichworte

die Empörung ist
groß
die Empörung
wächst
die Empörung
füttert sich
an sich selbst:

es hört nicht
auf

die Geschichte ist
ein Rad

es dreht sich
und dreht sich

jetzt ist die Seite wieder
dominant, die menschliche
Körper in den Straßenstaub
drückt

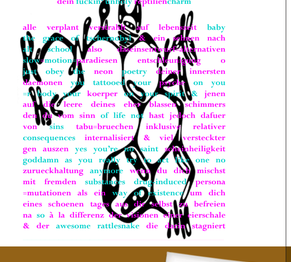
einmal wieder
einmal mehr

es kommen bessere
Tage

und dann wieder
die anderen

es hört nicht auf
es hört nicht auf
es hört nicht auf

blume (michael johann bauer)



Steffen M. Diebold

stadt.teil.sanierung

die ungenutzten
jahre fielen vom

licht graue mauern
endeten unser

quartier als plakat
vor aller augen.

auto.trasse

rot-weiß in schriftgröße
elf calibri rauschen

die kapillaren des
fortschritts allen mene-

tekeln zum trotz durch die
leise atmende nacht.

ellipsenmauern und stimmverlust

Michelle-Francine Ulz

Meine Worte waren – trinkbar und danach, die ganze Welt auch sicher erzählbar.

Die Worte werden – nichts mehr, das ich darauf zu sagen weiß, aber alles unter einen Vorwand.

Meine Worte waren – jede Geschichte mit einfachen Adjektiven ausschmückbar und die Figuren auch immer zweidimensional und es war: leicht.

Die Worte werden – Leibspeise: trockenes Weißbrot, oder etwas, das sich auch nach mir anfühlt im Hals.

Meine Worte waren – keine Ausnahme, sondern ein paar schlimme Dinge und danach auch ganz bestimmt: glücklich und das Gestern kam zum Schweigen.

Die Worte werden – keines davon für heute.

Meine Worte waren – mehr als Gegenfragen und gute Wünsche. Und jedes davon: Verspäßung.

Die Worte werden – mehr zu einer Männerstimme, die meine dann verschluckt. Meine Redeversuche nur mehr Dissonanzen.

Meine Worte waren – schlechte Geheimnisse und einfache Geschichten, die man hinter sich haben muss.

Die Worten werden – wie viel davon bleibt auch im Aussparen noch ohne Gewicht für dich?

Meine Worte waren – Zugeständnis, Eingeständnis, Liebesgeständnis, ohne auch kein einziges Fleck zu hinterlassen (Erinnerungen sind Laken und einfach zu wechseln).

Die Worte werden – ich sage keines davon und erstücke alle im anderen Mund. Eine Mauer, die stumm ist.

den ganzen tag hände

Martin Peichl

Hände zu Ende
Ein Tag
Ein Tag
Ein Tag